

Nr. 133. Bromberg, den 8. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(1. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel.

Worin Näheres über den Schriftsteller Hans Thyssen, Mitglied des Literaturwissenschaftlichen Vereins, mitgeteilt wird.

Nachdem der Schriftsteller Hans Willem Adriaan Thyssen, bekannter als „Hans Thyssen', etwa zehn Minuten lang einen heftigen Kampf mit den Fettflecken auf seiner Weste und seinem Jackett ausgefochten, nachdem er dann weiter die Fransen an seinen reinen Manschetten und seinem reinen Hemdkragen sorgfältig abgeschnitten und sich mit seinem Rasierapparat gründlichst die Haut rot geschabt hatte, sah er ganz repräsentabel aus. Er machte sich daran, sein kärgliches Mittagsmahl — ein paar Tassen Tee und ein paar belegte Brötchen — herzurichten und stellte zwischendurch im Kursbuch fest, daß der Pariser Expreß Schlafwagen und Speisewagen führte — märchenhafte Traumbilder, die er vermutlich niemals als Wirklichkeit kennen lernen würde! Dann legte er die letzte Hand an seine Tolitte, indem er aus einem kirchlichen Familienblatt ein paar neue Papiereinlegesohlen für seine etwas leck gewordenen Stiefel zurechtschnitt. Das half vorzüglich.

Während er seine Mahlzeit einnahm, las er den Vortrag, den er an diesem Abend um dreiviertel zehn Uhr in Dordrecht zu halten gedachte, noch einmal durch. Es war die humoristische Geschichte einer Familie, die an einem Tage mit allem, aber auch mit allem Pech hatte, eine Geschichte, die er im Auftrage einer Versicherungsgesellschaft geschrieben und die dem Publikum außerordentlich gefallen hatte.

Als er fertig gegessen hatte, zündete er sich eine Pfeife an.

Der feuchte Frühabend ließ ihn fröstelnd zusammenschauern.

Da saß er nun in seinem dürftigen Zimmer bei seinen Büchern, diesen Reihen von Büchern, die er selber geschrieben hatte, und war wieder einmal in dem behaglichen Kreislauf des Lebens bei einer Periode angelangt, in der er sich nicht einmal ein anständiges warmes Mittagessen leisten konnte. Welche andere Missetat hatte er denn begangen, als daß er, der Erfindungsreiche, den Gebilden seiner Phantasie hatte Leben und Wirklichkeit geben wollen? Man konnte sich stolz wie ein König dabei fühlen, aber was kauft man sich dafür? Man schlug sich gerade so durch, wie ein armer Edelmann, der sich als Jockei verdingte oder Adressen schrieb, die nach dem Tausend bezahlt wurden.

In seinen eigenen Wänden „fühlte" man sich noch einigermaßen, draußen aber war man wie ein abgeklappertes Droschkenpferd, das im Regen auf eine Fuhre wartete. „Wenn sich mir", seufzte er vor sich hin und dachte dabei an den Augenblick, in dem er so behaglich mit den Füßen im Wasser gesessen und der Teufel ihm zugelächelt hatte — „wenn sich mir jemals irgendeine Chance bietet, dann wird mich kein Mensch davon zurückhalten, sie auszunutzen — und müßte ich über Leichen gehen! Zum Sklaven bin ich nicht geboren."

Darauf legte er einen Zettel für seine Wirtin hin: „Erwarten Sie mich heute abend nicht. Ich muß fort. H. Th." Und dann ging er mit langsamen, vorsichtigen Schritten zum Zentralbahnhof.

Vor dem Hause von Josephus Bok, dem Direktor der All-Risk-Versicherungsgesellschaft, stand ein Auto. Er erkannte sofort den Mann, der ihm mal etwas zu verdienen gegeben hatte, grüßte und sagte leise vor sich hin: „Guten Tag, du Idiot!"

Merkwürdig, daß jeder von beiden den anderen so einschätzte! Und noch merkwürdiger, daß sie nun miteinander in demselben Zug reisten . . .

Viertes Kapitel.

Worin nun Näheres über den Hoteldieb Johan Tulp, genannt Charles Jean Tullipe, bekannt wird.

„Dieses Land", sagte Charles Jean, der langausgestreckt in dem schaukelnden Alkoven lag, während Jaapje, der kesse Spitzbube mit dem Clownsgesicht, in dem anderen Teil des Wohnschiffes „Rustenburch" eine Zigarette nach der anderen rauchte und die Goldmundstücke in Reih und Glied auf dem eisernen Bettrand aufbaute, „dieses Land ist in seiner Kleinheit ein Hemmschuh für jedes Wesen mit zu viel Phantasie, zu viel Hirn, zu viel Willenskraft, zu scharfem Verstand, das darin geboren ist. Wenn du oder ich das fatale Tageslicht in Frankreich, in England oder Amerika erblickt hätten, würden wir jetzt mindestens schon ein seetüchtige Dampfjacht mit erstklassiger Bemannung besitzen, statt uns mit einem undichten Wohnschiff begnügen zu müssen, das bei so verfluchtem Wetter heute oder morgen zweifellos eine Etage tiefer gehen wird."

„Ich muß doch sehr bitten", sagte die tonlose Stimme von der anderen Seite des Alkovens her, „ich muß doch sehr bitten, nicht über dieses Prachtschiff zu klagen, das an die Arche Noah erinnern würde, wenn sich noch andere Tiere als du und ich an Bord befänden. Das einzige, was uns hier fehlt, aber auch wirklich das einzige, ist: Zentralheizung, ein Perserteppich, elektrische Beleuchtung, ein Badezimmer mit Dusche, ein Chambre séparée für Privatbesuch . . . Ich bete dich an, Connie mit deinem süßen Mündchen, ich verlasse mit dir diese trostlose Welt; für dich setze ich meine Seele, meine Seligkeit, mein Leben aufs Spiel!"

„Hör' doch auf, Jaap!" unterbrach ihn Charles Jean. Er war durchaus nicht in der Stimmung, die täglich ihren Gegenstand wechselnden verliebten Ergüsse seines Genossen anzuhören. „Ich bin wie gerädert von der letzten Nacht. Ich mache mir nichts aus solchen Dingen, die der erste beste Prolet viel besser erledigt. Als ich dich an dem Schloß herummurksen sah hatte ich das Gefühl, als sänken wir je länger, je tiefer. Auf solche Weise geht einem noch das letzte bißchen Selbstachtung flöten. Aber was hat denn, zum Teufel, dies Schiff heute? Ich werde, weiß Gott, seekrank dabei."

Tatsächlich schwankte die „Rustenburch", als läge sie mitten in einer Brandung. Das frühere Lastschiff, das manche Ladung von Amsterdam nach den Binnengewässern gebracht hatte, ehe es alt und abgetakelt außer Betrieb gesetzt worden war, riß an den Haltetauen, daß sie knirschten, und die kleine Hühnertreppe vor der Klapptür quietschte, daß es klang, als ob ein junger Hund jaulte.

Der Anflug von Menschenhaß, der sich bei Charles Jean Tullipe zeigte, war nicht so ganz unbegründet. In diesem Wohnschiff mußte ein Mensch, der bessere Tage und Wochen gekannt hatte und sie noch immer wieder erhoffte, melancholisch werden. Die Tüllappen vor den kleinen verwitterten Fenstern flatterten hin und her, die qualmige Petroleumlampe schlingerte in den gußeisernen Ringen, und auf den Tisch flogen mit den Resten der Heringe, die man zum Mit-

tagessen verzehrt hatte, leere Eierschalen gegen den Tellerrand. Dies alles aber war noch nicht das wahrhaft Deprimierende. Unter der niedrigen, verräucherten Zimmerdecke, zu der man mit der Hand hinaufreichen konnte, hatte der von solchen Äußerlichkeiten abhängige Hoteldieb, der seinen Beruf in angenehm durchwärmten, gut gelüfteten Zimmern auszuüben pflegte, ein Gefühl der Beklemmung. Und wenn er die Augen schloß, um dem Anblick der Armut in dieser Behausung zu entgehen, so drang sie doch in der Dunkelheit heimtückisch auf ihn ein, weil der undichte Ofen beim Bereiten des fetten Mittagessens bei dem ruckartigen Sturm noch mehr gestunken hatte als die qualmende Petroleumlampe — und weil der scharfe Dunst sich nun überall festgesetzt hatte.

„Ich fühle mich hier wie im Paradiese," sagte Jaapje und legte das 23. Goldmundstück seiner zweiten Schachtel Zigaretten neben die anderen 22 auf den eisernen Bettrand, „und ich verstehe beim besten Willen nicht, warum dir diese innere Zufriedenheit abgeht. Hier lebe ich, nach vieljährigem Aufenthalt in den borniertesten und geradezu mit sadistischer Grausamkeit eingerichteten Zellengefängnissen, zum erstenmal wie ein Musterbürger aus den besten Zeiten der zu Wohlstand gelangenden Menschheit. Ich lenke die Aufmerksamkeit nicht unnötig auf mich. Ich hause in meinen eigenen vier Wänden. Und ich träume.

Das einzige, was mir nicht paßt und mein Gleichgewicht stört, ist die Gleichgültigkeit der kleinen Connie vom Notar gegenüber. Würde sie „Ja" sagen, würde sie mir das Göttergeschenk ihrer Lippen reichen, so wäre ich imstande, in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren und meine Nächsten auf gesetzlich erlaubte Art übers Ohr zu hauen. Da ist sie, der liebe Schatz! Sie legt Kartoffeln neben den Baum. Was für eine sonnige Seele, daß sie sogar bei diesem Sauwetter für einen einsamen Hund und für hungrige Spatzen sorgt! Guten Tag, mein Schatz! Hast du denn keinen Blick für mich übrig, obwohl ich doch schon in einer Stunde mit meinem Freunde Charles Tulipe eine wissenschaftliche Forschungsreise antreten soll? Fi donc! Sie sagt: Hol' dich der Teufel! Aber wie lieb sagt sie das; in welchem vornehmen Ton! Mein Herz schlägt hörbar. Hast du diese ersten Worte einer erwachenden Neigung vernommen, Charlie?"

„Es wäre mir lieb, wenn du jetzt aufstehen wolltest, sonst müssen wir uns wieder in Schweiß laufen."

„Muß denn überhaupt diese Reise über die Grenze so Hals über Kopf angetreten werden? Dein Paß ist ja noch nicht einmal in Ordnung."

„Wir fangen erst mal in dem französischen Expreß an. Machen wir gute Geschäfte, so übernachten wir in Roosendaal und sind morgen in aller Frühe schon wieder zurück. Machen wir keine Geschäfte, so gehen wir zu Fuß über die Grenze. Ich muß mich mal wieder betätigen. Zieh die Vorhänge zu, Jaap, dann steck' ich die Lampe an."

Vor dem kleinen Rasierspiegel machte er nun Toilette, zog sich das Beinkleid und die Gamaschen an, packte seinen Handkoffer; und während Jaapje wie eine geschickte Hausfrau alles aufräumte und unter einer losen Diele ein paar Reiseutensilien ganz besonderer Art hervorholte, zündete er sich eine neue Pfeife an, horchte auf den wilden Hagelschlag über seinem Kopf und starrte in die Petroleumflamme. Da begegnete er dem Blick des lächelnden Unsichtbaren, der den Geruch des Chloroformfläschchens im Koffer mit der Kennernase des besterfahrenen Fachmannes einsog und lächelnd herüberschaute.

„Hast du nichts vergessen, Charlie?" fragte Jaapje, der im Alkoven kniete und dem starren Blick des Freundes mit einem gewissen Mißtrauen folgte. Charles Jean gefiel ihm nicht; er hielt nicht viel von stillen Wassern, die einen tiefen Grund haben sollten!

„Nichts", antwortete der andere, der im Schein der Lampe mit seinem feinen, bleichen Gesicht, den dunklen, träumerischen Augen und dem seidigen, schwarzen, gepflegten Schnurrbart so gentlemanlike aussah, daß er unbedingt Erfolg haben mußte, wo man sich nicht gerade für seine Papiere und sein Strafregister interessierte.

„Hast du das Formyltrichlorid $CHCl_3$, Charlie?"

„Wenn du dich etwas deutlicher ausdrückst, will ich dir gern antworten . . ."

„Ich drücke mich mehr als deutlich aus", sagte der Kleine, und aus seiner lauschenden Haltung entnahm der Gentleman-Dieb, daß sein Sozius die Ohren spitzte und sich irgendein Geräusch zu deuten versuchte, das ihn unruhig machte. Ohne Zweifel war da etwas nicht geheuer, denn plötzlich gab Jaapje, indem er sich zweimal auf das Kinn schlug, ein Zeichen, daß er Unheil wittere. Mit geradezu vorbildlicher Geschwindigkeit verschwand Charles Jean Tullipe hinter der geschlossenen Tür des primitiven Raumes, der auf der „Rustenburch" für bestimmte Zwecke eingerichtet war, und der feindselig pfeifende Wind fuhr durch das geöffnete Miniaturfensterchen an der Rückseite des Wohnschiffes über sein glatt pomadisiertes Haar. Noch bevor die Glocke zu der Eingangstür über der Hühnerleiter läutete, kroch Jaapje mit der Geschwindigkeit einer Katze über den Boden links von der Lampe, damit kein Schatten ihn verriete, und im Nu hatte er seine Weste und sein Jackett auch schon beiseite gebracht.

Zum zweiten Male ertönte die Klingel.

„Geben Sie mir einen halben Liter", sagte er und reichte, die Zigarette zwischen den Lippen, die Milchkanne aus dem Türspalt heraus.

„Ich hoffe," sprach eine sehr bekannte Stimme, „daß ich Ihnen nichts anderes zu geben brauche, Jaapje Eekhorn. Ich wollte nur mal rasch nachsehen. Spielen Sie den barmherzigen Samariter, den vornehmen Herren Ihres Schlages, die lieber nicht polizeilich gemeldet werden wollen, Obdach gibt? Ich glaubte, da soeben z w e i Schatten zu sehen."

„Hahaha," lachte Jaapje mit dem ihm eigenen, ganz besonderen Tonfall, der ebenso wie seine Fingerabdrücke der Polizei wohlbekannt war, „da muß mein Schatten gejungt haben. Bitte schön, überzeugen Sie sich; aber nicht gar zu lange, wenn ich bitten darf; denn es ist ein Hundewetter, und ich neige sehr zu Bronchialkatarrhen."

Der Wind spielte mit den flatternden Enden seiner Krawatte und den noch lose herabhängenden Bändern seiner Hosenträger.

Über das Deck des Wohnschiffes neigte sich ein Kopf; ein Paar prüfende Augen schweiften durch die kleine Küche und den halbdunklen Alkoven mit den zwei leeren Betten und der Reihe Goldmundstücke. Und eine verdammte Spürnase, die die verfluchte Angewohnheit hatte, in alles hineinzuriechen, sog den Rauch der auf dem Tisch liegen gebliebenen, noch brennenden Pfeife ein und witterte auch den schwülen Geruch des Chloroforms, das soeben mit dem wissenschaftlicher Wort „Formyltrichlorid" und der chemischen Formel $CHCl_3$ benannt worden war.

„Nehmen Sie die kleine Störung nicht übel", sagte der Kopf, freundlich nickend. „Sie waren anscheinend im Begriff, etwas Milch zu kaufen, bevor Sie sich zu Bette legten?"

„Richtig! Sie sehen dem Menschen bis auf den Grund der Seele", sagte Jaapje freundlich. „Es ist immer ein wenig kühl auf dem Wasser, und Morgenstunde hat Gold im Munde."

„Dann wünsche ich Ihnen eine recht angenehme Ruhe, Herr Eekhorn", sagte die Stimme freundlich, während die Tür in das Sicherheitsschloß fiel.

Es blieb still in dem an knarrenden Haltetauen schwankenden Schiff. Jaapje Eekhoorn zog sich an, ohne sich besonders zu sputen — aber h i n t e r der brennenden Lampe; er legte alles, was er brauchte, mit mathematischer Genauigkeit zusammen, dann drehte er die Lampe aus und schwieg. Und weil er schwieg, gab auch Charles Jean Tullipe in dem primitiven Gelaß, in das er sich eingeschlossen hatte, keinen Laut von sich, sondern setzte sich still, erschöpft von dem nervenaufreibenden Warten und gepeinigt von dem Gedanken, daß sie den Zug versäumen könnten, auf den naßgeregneten Sitz und nahm den Handkoffer mit seinem mysteriösen Inhalt auf die Knie.

Als Jaapje sicher zu sein glaubte, daß die Luft in der nächsten Umgebung wieder rein war, öffnete er die Außentür. Er machte ganz den Eindruck eines verschlafenen Schiffers, der in der Dämmerung noch einmal frische Luft schöpft und mit schläfrigen Augen um sich guckt. In Wahrheit entging ihm dabei keine Bewegung, kein Schatten auf dem stillen Kai. Dann kletterte er schweren Schrittes die Hühnerleiter herauf, bückte sich ein paarmal, als suchte er etwas, schaute lauernden Blickes in die Seitenstraße und auf den tiefen Schatten hinter dem Häuschen der städtischen Straßenreinigung. Und dann ging er in derselben nachlässigen Haltung an all den vornehmen, elektrisch beleuchteten Wohnschiffen und den am Kai gelegenen Häusern vorüber — und wäre beinahe rettungslos verloren gewesen. Denn die kleine Connie von Notars mußte noch ein paar Gänge machen und ging direkt an ihm vorbei.

„Guten Tag, mein lieber Schatz," sagte er, indes er sich ihr ohne Umschweife anschloß und darüber den wartenden Charles Jean ganz vergaß.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!" gab sie zur Antwort und ging absichtlich schnell. Zwar schielte sie immer durch die Tüllvorhänge des vergitterten Küchenfensters nach dem Scheusal mit dem Affengesicht und der Hornbrille, das wie eine Schnecke an seinem Wohnschiff festzukleben schien; aber wenn er sich ihr aufdringlich näherte, so wie jetzt zum Beispiel auf dem schon in der Dämmerung liegenden Kai, wurde ihr unbehaglich zumute.

(Fortsetzung folgt.)

Die Malerin Käthe Kollwitz.

Zu ihrem 60. Geburtstag am 8. Juli 1927.

Von Heinz Berger.

Darum ist Käthe Kollwitz begnadet: das Können, Wucht und Kraft des Ausdrucks, restlose Kühnheit der Form, all die Heftigkeit, die dem Manne zu eigen ist, sind ihr Teil; aber dieses Wesen ist geadelt durch die Weihe der Frau; die Mutter in Käthe Kollwitz lebt und webt in ihrem Künstlertum. Nicht nur der klare Blick erfaßt nicht Geistigkeit allein, ein Mutterherz durchdringt alles Geschaute. Mitleiden ist das Große ihrer barmherzigen und aufgewühlten Kunst, die sich aber eben doch nicht verliert in Gefühl und Mitleid, der alles Verstehen, jeder Blick hinter Menschenaugen Offenbarung wird zu künstlerischer Gestaltung.

Darum nennen wir Käthe Kollwitz in einem Atemzug mit Courbet, Corinth, Klinger, Munch, Greiner: die Gattin des praktischen Arztes aus dem Berliner Norden sieht nicht nur Leid und Elend, sie sublimiert es, gibt ihm Beseelung, erhöht es. Tiefe Furchen, die die Griffelkunst der Zeichnerin zieht, künden Sorge und Wehmut, aber neben den tiefschwarzen Schatten liegt in diesen Radierungen hellstes Licht, wildestes Aufbäumen klingt mit leise tastender Beruhigung aus und Hoffnungslosigkeit scheint in ihrer Kunst nicht stumpf und dauernd, sondern nur Tiefstand eines Rades, das sich wieder nach oben drehen wird.

Mit dem medizinisch geschulten Blick dieser Künstlerin, die den Professortitel besitzt, und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ist, verband sich die schon aus der Heimat mitgenommene Idee sozialer Verpflichtung. So entstanden die Blätter aus dem Krankenstube, die rein impressionistisch geschauten Zeichnungen aus dem Sprechzimmer des Arztes.

Und dazu kam der Einfluß der Literatur: Zola, Ibsen, Arne Gaborg, Tolstoi, Dostojewski, Gorki begleiteten die Tochter des Königsberger Maurermeisters C. Schmidt auf ihrem Studienweg nach München und nach Berlin. Vor allen aber ist es Goethe, den sie immer wieder zur Hand nimmt, dessen Gretchen ihr Mutterschaftsgefühl zu der „Zertretenen" aufwühlt.

Es ist erstaunlich, in welchem Ausmaß Käthe Kollwitz rein technisch gearbeitet hat; vom Aktzeichnen bei Stauffer-Bern bis zu den eigenen Versuchen verschiedenster Radierungsmöglichkeiten. Unendliche Kleinarbeit hat sie geleistet. In Zeichnungen von Händen liegt ganz Köstliches, Erschütterndes. Die Not des Proletariers, Verführung, Prostitution sieht gleichsam zwischen den Fingern hindurch. — Wie Gerhart Hauptmann stand sie im Bann rein menschlichen, sozialen Mitgefühls. Aus diesem heraus entstanden ihre Aufruhrbilder, die mächtigen Schwingen des Weber-Zyklus. Michelangelesk aber geraten Radierungen wie „Tod und Frau". Ein Aufbäumen, ein Sichsträuben, Wehren, Haltenwollen geht durch solchen Formkomplex: ein Kampf dreier ringender Gestalten — Frau — Tod — Kind —, die in Hell und Dunkel trennende Lösung finden: „Keuschheit des Empfindens, Ehrfucht vor dem eigenen Gefühl, unerbittlicher Ernst und zwingende Kraft adeln ihr Werk", sagt Ludwig Kämmerer von Käthe Kollwitz (in K. K., Griffelkunst und Weltanschauung. Ein kunstgeschichtlicher Beitrag zur Seelen- und Gesellschaftskunde. Verlag E. Richter, Dresden.).

Man mag Käthe Kollwitz wieder und wieder den Vorwurf machen, ihre Kunst sei tendenziös; es wird dies nicht bestritten werden. Aber wenn Kunst so zwingend wirken kann wie hier, wie etwa in der Radierung „Arbeitslosigkeit" oder in der Lithographie „Nachdenkende Frau", zwei Werken dumpfen Brütens, geballten Ermattetseins, da ist sie so sehr Selbstzweck geworden, daß alle Anwürfe verstummen müssen. Es ist beinahe ein unheimliches, rätselvolles Können, das Käthe Kollwitz im Widerspiel von Licht und Schatten gegeben ist, ich denke etwa an den „gesenkten Frauenkopf" oder an „Frauenbildnis". Es ist beengend zwingend, was aus dieser Schwarz-Weiß-Kunst auf uns überströmt: seien es nun Blätter aus Revolutionstagen, Blätter von Not und Tod oder ist es die klobige, runenhafte Radierung „Selbstbildnis", immer schwingt das gleiche hohe Ethos, aus dem die Kunst der Käthe Kollwitz entströmt, auf uns über. Menschlichkeit und Menschenliebe sind die Wurzeln dieser reifen und reinen Kunst der Frau, die jetzt 60 Jahre alt wird, deren Hand das Elend gezeichnet hat, deren Hand wir deshalb demütig küssen sollen.

Die Locke und die Bären.

Humoreske von Friedrich A. Wyneken.

„Was bieten Sie, meine Herrschaften, für dies geheimnisvolle Päckchen? Es ist vielleicht zehntausend Dollar wert." So rief der Auktionator und hielt ein Päckchen hoch, dessen Hülle aus schmutzigem, gelbem Papier bestand. „Ich fand es in diesem alten Hause unter dem Dachbalken, wo es wahrscheinlich über hundert Jahre gelegen hat. Meine Damen und Herren, dies alte gelbe Papier enthält vielleicht einen kleinen Schatz, — möglicherweise sogar einen Brillantring. Wer kann's wissen?! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es nicht geöffnet habe. Wie viel bieten Sie dafür?"

„Zehn Cent", rief eine schrille Stimme.

„Endlich ein Lebenszeichen", sagte der Auktionator. „Sagen Sie fünfzehn Cent. Wer bietet fünfzehn?"

Ich stieß Bill an. „Versuch's mit unseren fünfzehn Cent. Vielleicht bekommen wir etwas Gutes."

„Elf", rief Bill prompt.

„Zwölf", antwortete die schrille Stimme.

„Dreizehn", sagte Bill.

Die schrille Stimme blieb jetzt stumm, und das Päckchen wurde Bill zugeschlagen. Dieser überreichte dem Auktionator unsere kostbaren fünfzehn Cent und erhielt zwei Cent zurück. Bill enttäuschte die zahlreichen Leute, die doch gar zu gern gesehen hätten, was in dem gelben Papier steckte. Er ließ das Päckchen in der Tasche verschwinden, und wir drückten uns beiseite, um den Kauf näher zu betrachten. Denn Bill hatte keine Lust, auch noch ausgelacht zu werden, wenn er mit unseren dreizehn Cent hineingefallen wäre.

In gehöriger Entfernung von dem Auktionsplatz zog Bill das Päckchen wieder aus der Tasche. Auf dem Umschlag stand eine unleserliche Adresse; eine Briefmarke mit zwei Bären klebte darüber.

„Aus Rußland", erklärte Bill.

Er packte es schnell aus; denn unser Eifer entsprang nicht nur der Neugierde. Dreizehn Cent ist viel Geld, wenn man nur noch zwei Cent besitzt.

Bill stöhnte, als der Inhalt sich herausschälte: Es war eine Locke goldblonden Haares. „Reingefallen!"

„Dreizehn Cent für eine Haarlocke!" jammerte ich. „Wo wir beide doch einen Haarschnitt so nötig haben!"

Als das Geräusch eines heranfahrenden Wagens hörbar wurde, steckte Bill Locke und Umhüllung schnell wieder in die Tasche. Das ländliche Gefährt hatte uns schnell eingeholt.

„Gehen Sie nach der Stadt?" rief uns der Rosselenker zu, ein alter Farmer imt weißem Bart, und lud uns ein mitzufahren, als Bill seine Frage bejahte.

Ich hoffte, daß der Mann in uns nicht die Leute erkennen würde, die das geheimnisvolle Päckchen gekauft hatten. Aber weit gefehlt!

„Was war in dem Päckchen, das Sie kauften?" fragte er.

„Oh, nicht viel," antwortete Bill und pries schnell die schöne Landschaft, um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

„War etwas darin, das Sie brauchen konnten?" fuhr der Alte fort.

„Was Sie für zwei feine Rappen haben!" bemerkte Bill.

„Ich wette, daß ein Brillanthalsband darin war," sagte der beharrliche Farmer.

„Ich wette, daß nichts dergleichen darin war," erwiderte Bill.

„Dann war es Gold."

„Sie werden ja ganz warm," spottete Bill.

„Also richtig etwas von Gold? Vielleicht kann ich es Ihnen abkaufen."

Um die Neugierde des Alten zu befriedigen, zeigte Bill ihm schließlich die Locke. „Die muß aus Rußland gekommen sein."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Auf der Umhüllung ist eine Marke mit zwei Bären aufgeklebt. Also doch russisch!"

„Lassen Sie sehen!" rief der Rosselenker mit großem Eifer. Der alte Mann riß Bill das Papier hastig aus der Hand und betrachtete es genau. „Ihr Glückspilze!" rief er, setzte aber schnell mit scheinbarer Ruhe hinzu: „Ich kaufe Ihnen die Sache ab, wenn Sie wünschen."

Bill kam der Eifer des Alten verdächtig vor, und er war fest entschlossen, den Kauf für keine geringere Summe als 25 Cent abzuschließen.

„Laß ihn ein Gebot machen," flüsterte ich ihm zu.

„Na, also was bieten Sie für die Locke Peters des Großen?" fragte Bill, den Gleichgültigen spielend. „Sie ist eine Masse Geld wert."

„Würden Sie zehn Dollar annehmen?" fragte der Alte fast schüchtern.

„Verkauft!" schrie Bill, während ich vor Freude beinahe vom Wagen fiel. Wir scheuten uns fast, das Geld anzu-

nehmen, und glaubten, der Käufer sei einer in der Nähe befindlichen Landesirrenanstalt entsprungen. Dieser Glaube wurde in uns zur festen Überzeugung, als der alte Mann die Locke aus dem Wagen warf und das braune Packpapier in die Brusttasche steckte.

„Wie, Sie werfen die kostbare Zehn-Dollar-Locke fort?“ fragte Bill erstaunt.

„Die Locke ist nichts wert, wohl aber die Briefmarke auf der Papierhülle. Sie kommt nämlich nicht aus Rußland, sondern ist eine Ausgabe von St. Louis aus dem Jahre 1845. Jeder Sammler gibt mir ohne weiteres wenigstens hundert Dollar dafür.“

Ein Blücher in China?

Die „Times“ enthüllt wieder einmal! Unter den Papieren, die in der Sowjetgesandtschaft gefunden wurden, soll eins sein, das verkündet, der mystische General Gali, der für und unter und neben Tschangkaischek erfolgreich ficht, sei wirklich und wahrhaftig ein Enkel eines Deutschen und — des alten Fürsten Blücher! Als der nach der Einnahme von Paris und kurz vor seiner Fahrt zu den jubelnden Engländern von seinem dankbaren König in den Fürstenstand erhoben wurde, sprach der alte Haudegen in knorrigen Worten seine Bedenken aus, ob auch Sohn und Enkel als Fürsten ohne Land sich solch hohen Titels würdig zeigen würden. Man hat dann von seinen Nachkommen nicht viel mehr gehört. Einer soll, ein Sonderling, in englischen Kolonien Känguruhs gezüchtet haben. Der jetzt auftauchende Chinesengeneral könnte der aus zweiter Ehe des dritten Fürsten Blücher von Wahlstatt (mit einer Gräfin von Perponcher) stammende, auf der Insel Herm im Canal la Manche im Jahre 1890 geborene Lothar Wilhelm Gebhard von Blücher sein. Könnte — Könnte! Wer will es wissen!? Jedenfalls, man ist in Deutschland verblüfft — aufrichtig verblüfft über die Times-Enthüllung auf russischer Grundlage . . .

Nanu! Was soll das heißen?
Wer hat da „Sieg“ geschrien!?
Die Freund und Feinde preisen
Den General Galin!
Ein Deutscher sei sein Vater;
Der gelben Feinde Schreck
Sei Hort er und Berater
Des edlen Tschiangkaischek.
Sein wahrer Name schreibt sich
Gar „Blücher“ oder so —
Sein Ahnherr focht bei Leipzig
Und auch bei Waterloo!

Ich staune sehr betreten
Ob all dem Schwatz und Graus:
Was blasen die Trompeten —
Chinesen heraus!
Wo man im Osten streitet,
(Warum —? Wieso —? Wofür —?)
Ein Fürst von Wahlstatt reitet
Wie einst sein scheckig Tier!
Der Ahn war schlicht und bieder,
Doch keck der Enkelsohn —
Das wär' doch endlich wieder
Ne richt'ge Sensation!

Bloß — was mir vorderhand schafft
Viel Zweifel, bang und leis —
In sowjet'scher Gesandtschaft
Befand sich der Beweis!
Das war schon oft die Quelle
Manch dicken Lügenleims.
Und dann — an erster Stelle
Bracht' den Bericht die „Times“.
So bin ich nicht ganz sicher,
Wie oft in Lug und List:
Ob nicht der alte Blücher
Ne junge Ente ist!

Diogenes.

Allerlei Galgenhumor.

„Die Woche fängt ja gut an“, sagte der Dieb, als er am Montag zum Galgen geführt wurde und bewies damit angesichts des Todes jenen bitteren Humor, der schon so manchem Menschen das Sterben erleichtert hat. Galgenhumor nennt man mit Recht eine solche Gemütsverfassung, von der noch so manches Geschichtchen zu erzählen ist.

Um noch ein wenig beim Galgen zu verweilen, sei das Zwiegespräch zweier Schwaben mitgeteilt, von denen der eine auf dem Wege zur Hinrichtung ist. „I, Brüderle, wo gehscht na?“ — „Zum Galge.“ — „Was machscht da? Sollscht etwa g'hängt werde?“ — „D' Leut' sage's. — „Na, da wünsch' i dir viel Glück.“ — „Dank schee, i werd's brauche.“ — Ein andermal, als der Henker seinen Verbrecher an dem Galgen in die Höhe ziehen wollte, riß der ganz neue Strick und der Delinquent fiel zur Erde „Schwere Not“, fluchte der Henker, „das ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert.“ „Mir auch noch nicht!“ rief der zur Erde Gefallene.

In der Geschichte fällt auf manche ernste Situation ein versöhnend heiteres Licht durch den grimmen Humor, mit dem ein großer Mann sich ins Unvermeidliche schickt. Berühmt ist das Wort des Leonidas, mit dem er seine Heldenschar bei den Thermopylen zu neuer Tapferkeit entflammte. Nach einem frugalen Mahl rief er ihnen zu: „Nur mutig weiter, das Spätmahl werden wir heute im Hause des Hades einnehmen.“ Als Kaiser Augustus, der nicht nur ein mächtiger Herrscher, sondern auch ein gewandter Schauspieler auf der Weltbühne der Politik war, sich dem Tode nahe fühlte, sagte er zu den ihn umgebenden Freunden: „Nun, habe ich meine Rolle gut gespielt? Klatscht Beifall Freunde.“ Nicht weniger gute Stimmung angesichts des Todes bewies Karl II. von England. Als die Höflinge wartend sein Sterbelager umstanden und Stunde um Stunde vergangen war, schlug er noch einmal die Augen auf und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, daß ich so lange warten lasse!“

Zum Schlusse sei noch ein Ausspruch des im 16. Jahrhundert an der Universität Wittenberg als Professor der Poesie wirkenden und durch seine zahlreichen witzigen Einfälle berühmten Friedrich Taubmann erzählt. Als es mit ihm zum Sterben kam, sagte er: „Nun will ich mich in meinen Ruhekasten legen und den Würmern auf dem Gottesacker vorm Elstertor einen guten Poeten und braven Professor zu essen geben.“ Da seine Frau und sein Sohn darüber sehr zu weinen anfingen, meinte er: „Schweigt! Die Würmer müssen auch einmal was Gutes haben.“

 **Rätsel-Ecke** 

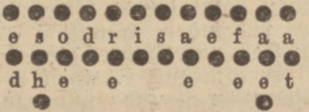
Besuchskarten-Rätsel.

Else C. Geurich
Kiel

Die Buchstaben obiger Besuchskarte sind umzustellen. Bei richtiger Umstellung ergibt sich ein Wunsch, den wir an unsere geschätzten Bezieher richten!

*

Spitzen-Rätsel.



Die Punkte sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß senkrecht zu lesende Wörter entstehen. Sind die Wörter richtig, so nennt die oberste wagerechte Punktreihe einen schönen Zeitbeginn in der Schulzeit.

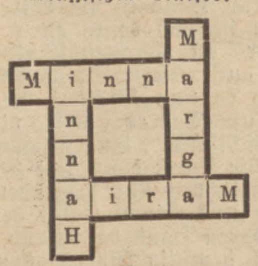
*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 130.

Kapsel-Rätsel: Viele Köche verderben den Brei.

*

Magisches Rätsel:



Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.